Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/27 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim., Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 96. **Donnerstag** den 21. Februar 1901. **95. Jahrgang.**

Der Krieg in Südafrika.

Consul Hay über die Aussichten der Engländer in Südafrika.

Mr. Adalbert Hay, Amerikas Consul in Pretoria, Sohn des amerikanischen Staatssekretärs, und bekanntlich ein großer Freund der Engländer, auf deren Betreiben und zur Förderung deren Interessen er ausdrücklich nach Abberufung seines „zu burenfreundlichen Vorgängers" nach Pretoria gesandt wurde, ist von dort zurückgekehrt und hat nun eine Anzahl englischer Interviewer Rede und Antwort gestanden. Was er gesagt, ist allerdings so entmuthigend, als irgend möglich, und die begeisterten Begrüßungsworte, mit denen die englische Presse ihn empfangen, sind rasch einem tief enttäuschten Schweigen gewichen. Mr. Hay sieht kein Ende des Krieges und erklärt rund heraus, man scheine sich daheim in England „überhaupt ein ganz falsches Bild von der wirklichen Lage der Dinge in Südafrika zu machen." Er lehnt es ab, die politische Seite der Fragen überhaupt zu berühren, und betonte nur immer wieder, es sei doch selbstverständlich, daß die Engländer den Boeren gegenüber sich in durchaus ungünstiger Lage befinden müßten. Nicht nur die Thatsache, daß sie sich in Feindesland befänden, sondern vor Allem, daß sie dieses Land auch heute noch nicht zu kennen schienen, wie sie die Bewohner desselben, ihre Art zu denken und zu handeln, ja nicht einmal die Sprache derselben verständen, lassen sie von Irrung zu Irrung schreiten und selbst da den Kürzeren ziehen, wo das unter anderen Umständen ganz ausgeschlossen sein würde. Als ein Beispiel dieser Unfähigkeit, Land und Leute zu begreifen, führte er die Thatsache an, daß man z. B. De Wet's Erfolge auf dessen sogenanntes „Glück" zurückführe. Das sei ganz falsch. De Wet habe weder „Glück" gehabt, noch sei er vor den englischen Truppen „geflohen". „De Wet ist", sagte Mr. Hay mit besonders warnendem Ernst, „ein ganz hervorragender Mann, der jeden seiner Schritte sorgfältig vorher überlegt, und ein General, welcher seine Pläne mit bewunderungswürdigem, strategischem Talent faßt und ausführt. De Wet, wie Botha, dessen Feldherren-Talent man in London noch gar nicht erkannt zu haben scheint, werden dabei von dem geradezu spartanischen Heldenmuthe ihrer Burghers, der denkbar gründlichsten Kenntniß des Landes und der Sympathie, ja schwärmerischen Anhänglichkeit der gesammten Bewohnerschaft desselben unterstützt, Thatsachen, die nur eine systematisch einseitige Berichterstattung verdunkeln könnte. Wo immer ein Boerencommando erscheint, kann es auf jede Art von Unterstützung und darauf rechnen, nicht an die Engländer verrathen zu werden, während die englischen Truppencommandanten nicht nur von den Boeren selbst, sondern auch von den Schwarzen ständig irre geführt und über die Bewegungen ihres Gegners falsch unterrichtet werden. Selbst die scheinbaren, d. h. offen zur Schau getragenen Sympathien einzelner Boeren sind lediglich Maske, und zwar selbst da, wo Selbsterhaltungstrieb oder Eigennutz sie den weniger charakterfesten Boeren auferlegen. Die britischen Truppen und ihre Führer haben immer und überall mit der mehr oder weniger offenen Feindschaft der gesammten Bevölkerung zu kämpfen.

Ebenso aussichtslos erscheint Mr. Hay die Lage der Goldgruben und Diamantenfelder. Nach ihm wird eine sehr lange Zeit vergehen, ehe die Verhältnisse wie Wiederaufnahme des Betriebes derselben, wie er vor dem Krieg gewesen, gestatten werden. Und selbst dann scheint ihm nur ein riesiger Geldzufluß vom Auslande her das zu gestatten. „Dann wird der große Boom voraussichtlich kommen, aber das wird noch lange dauern."

Die Pest.

*** Capstadt, 20. Februar. (Reuter's Bureau.) Ein Eingeborener ist in dem unteren Stadttheile todt aufgefunden worden. Man glaubt, die Eingeborenen verheimlichen Pestfälle.**

Schalk Burger.

*** Pretoria,** 20. Februar. (Reuter's Bureau.) Berichte aus Lydenburg besagen: Der stellvertretende Präsident Schalk Burger hielt letzthin an eine Versammlung eine Ansprache, in der er ausführte, er erkenne jetzt, daß ihre Sache ganz hoffnungslos und ein weiteres Hinziehen der Feindseligkeiten zwecklos sei. Er wolle es persönlich nicht auf sich nehmen, ihnen zur Unterwerfung zu rathen, aber wenn es doch einmal unvermeidlich sei, wäre es eine Thorheit, dies in Gruppen von zwei und drei Mann zu thun. Der richtige Weg sei der, zu einer allgemeinen Verständigung darüber zu gelangen, daß man sich als ganze Nation ergebe. (Das hat Schalk Burger nicht gesagt. D. Red.)

Die Wirren in China.

Sühne für Frevelthaten gegen Deutsche.

Aus Swatau, 10. Januar, wird uns geschrieben: Zur Erledigung der sogenannten Changlo-Angelegenheit, d. h. der deutschen Sühne- und Ersatzforderungen für Gewaltthätigkeiten, die im vorigen Herbst zu Changlo gegen die Basler Mission und ihre Christen begangen waren, ist vor wenigen Tagen zwischen dem hiesigen deutschen Consul und dem dazu bevollmächtigten chinesischen Bannermann und Salzcommissar Yui Kao eine Vereinbarung getroffen worden. Sie bestimmt, daß der frühere Kreisvorsteher von Changlo, Tang li chih, seines Amtes entsetzen, seiner Titel und seines Grades für verlustig erklärt und dauernd von der Bekleidung eines Amtes in China ausgeschlossen wird; ferner setzt sie zur Sühne für die verübten Gewaltthaten die Hinrichtung von sechs Haupträdelsführern, sowie als Entschädigung für zerstörtes Eigenthum der Mission und ihrer Christen die ratenweise Zahlung von 28 000 Dollars fest. Dabei wird in der Vereinbarung hinsichtlich ausdrücklich die magnanime Haltung anerkannt, die von den deutschen Missionaren und dem kaiserlichen Consul in dieser Sache gezeigt worden ist, und es wird eine alsbaldige Genugthuung auch für die übrigen Ausschreitungen gegen Missionen in hiesiger Gegend zugesagt. — Die Changlo-Angelegenheit ist damit für chinesische Verhältnisse überraschend schnell in befriedigender Weise erledigt worden. Von der ursprünglichen Schadenersatzforderung (31 860 Dollars) sind deutscherseits allerdings etwa 11 Procent nachgelassen, doch haben sich hier die Engländer und Franzosen weit größere Abzüge gefallen lassen. Auch ist der Auszahlungsmodus bei den Deutschen viel vortheilhafter und bequemer, als bei den Engländern und Franzosen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig,** 21. Februar.

Nett und nobel war es nicht, daß der **Reichstag** sich gestern, als über die Verweisung des die Aufhebung der Theatercensur fordernden Antrags Barzmann u. Gen. an eine Commission abgestimmt werden sollte, beschlußunfähig, gleich darauf aber, als in einer Abendsitzung der Antrag auf Einführung von Präsenzgeldern für die Reichstags-Abgeordneten berathen wurde, beschlußfähig erwies. Wenn am Bundesrathstische Jemand gesessen und wenn dieser Jemand eine ebenso scharfe Zunge, wie mancher der Herren Reichsboten sie im Munde führt, geregt hätte, so würde das hohe Haus darüber, daß es dem nicht nur höchst interessanten, sondern auch sehr wichtigen Thema der Theatercensur geringere Antheilnahme entgegenbrachte, als einer dem Geldbeutel der Mitglieder betreffenden Frage, eine recht beißende Glosse zu hören bekommen haben. Aber der Bundesrathstisch war während der beiden Sitzungen noch leerer, als in der Nachmittagssitzung das Haus, und so konnte dieses sich erlauben, über den Bundesrath, ja sogar über die „verbündeten Regierungen" zu witzeln. Der Abg. Dr. Müller-Sagan begann damit, indem er die Hoffnung aussprach, die verbündeten Regierungen würden nunmehr, nachdem auch conservative Stimmen sich für den Antrag auf Einführung von Präsenzgeldern ausgesprochen, Vernunft annehmen, worauf Präsident Graf Ballestrem unter stürmischer Heiterkeit des Hauses entgegnete, Vernunft hätten die verbündeten Regierungen immer. Ob diese das Compliment dadurch zurückgeben, daß sie dem zu erwartenden Beschlusse des Hauses zustimmen, muß vorläufig dahingestellt bleiben, obgleich heute die „Nat.-Lib. Corr." schreibt:

„In Reichstagskreisen ist man geneigt, anzunehmen, daß, wenn der Diäten- resp. Anwesenheitsgelder-Antrag im Reichstag wiederum zur Annahme gelangt, der Bundesrath an seinem bisherigen Non possumus-Standpunct nicht festhalten werde."

Jedenfalls wird die Commission, an die der Antrag einstimmig verwiesen wurde, an diesem noch manche Aenderung vornehmen müssen, wenn er auch nur die Zustimmung der Mehrheit des Plenums finden soll. Es schien, als ob die meisten Redner derselben Ansicht wären, wie der Abgeordnete Bassermann, der im Namen der nationalliberalen Fraction sprach. Zur Ergänzung unseres sehr dürftig ausgefallenen Sitzungsberichtes lassen wir seine Ausführungen nach einem ausführlichen Berichte hier folgen:

Meine politischen Freunde stimmen dem Antrage Gröber zu, sowohl bezüglich der Freifahrtkarten, wie der Gewährung von Anwesenheitsgeldern. Bereits in voriger Session habe ich gemeinsam mit Herrn Gröber die Gewährung von Anwesenheitsgeldern beantragt; ich kann mich daher heute im Wesentlichen auf meine damaligen Ausführungen beziehen. Hinsichtlich der Fahrkarten für Abgeordnete greift heute ein sehr kleinliches Verfahren Platz. (Sehr richtig!) Fortwährend müssen dieselben ausgetauscht und umgeschrieben werden und seit einiger Zeit operiren die Abgeordneten vielfach bereits mit einem doppelten Wohnsitz. Dazu kommt, daß wir keine Gelegenheit haben, uns in anderen Landestheilen zu orientiren, was namentlich häufig für die Mitglieder der Budgetcommission sehr wünschenswerth ist. (Sehr richtig!) Hinsichtlich der Anwesenheitsgelder kann man jetzt wohl sagen, es geht die communis opinio dahin, daß sie den Abgeordneten gewährt werden müssen. Es wäre gewiß ein idealerer Zustand, wenn solche Entschädigungen überflüssig wären, vielleicht ist dann die Wertheschätzung des Parlaments beim Publikum eine höhere, aber wir müssen mit den Verhältnissen rechnen, wie sie sind, und diese Verhältnisse führen zweifellos dazu, auf den Boden des Antrags Gröber zu treten. Ohne Diäten ist die Auswahl der Candidaten sehr eingeengt. Es sind dadurch große Bevölkerungsclassen von der Wahl vollkommen ausgeschlossen, die nicht in der Lage sind, ohne Entschädigung ein Mandat anzunehmen. Die Folge ist, daß gegenwärtig manche Abgeordnete privatim eine Entschädigung für ihre Thätigkeit beziehen, was gewiß nicht wünschenswerth ist, da diese Abgeordneten dadurch in eine gewisse Abhängigkeit gerathen von den Leuten, die ihnen die Entschädigung zahlen. Es ist ferner durchaus unerwünscht, daß die Zahl der Doppelmandate beständig zunimmt. Gegenwärtig ist es so, daß eine Reihe von Personen Candidaturen zum Reichstag nur unter der Bedingung annimmt, daß ihnen auch ein Landtagsmandat übertragen wird. Dazu kommt die Thatsache, daß wir hier jahraus jahrein mit wenigen Ausnahmen beschlußunfähig sind und daß oft vier Fünftel der Abgeordneten fehlen. Manche Candidaten erklären vorherein, daß sie nur zu wichtigen Abstimmungen kommen können; andere machen stillschweigend diesen Vorbehalt. Diese Gründe sind so durchschlagend, daß auch der Bundesrath das Bestreben haben sollte, hier Wandel zu schaffen im Interesse der Erledigung der Geschäfte und zur Hebung des Ansehens des Reichstags. Wir stehen also principiell auf dem Boden des Antrags. Wir haben nur gewisse Bedenken bezüglich der Fassung. Zunächst kommt nicht klar zur Erscheinung, ob die freien Fahrkarten nur während der Session oder im ganzen Jahre gewährt werden sollen. Hier müßte eine präcisere Fassung gefunden werden. Ein Theil meiner Freunde wünscht ferner eine Erörterung der Frage, ob die Anwesenheitsgelder bereits den jetzt gewählten Abgeordneten gezahlt werden sollen, oder ob das Gesetz erst mit der nächsten Legislaturperiode in Kraft treten soll. Endlich wünschen wir eine präcisere Fassung für den Fall, daß ein Abgeordneter gleichzeitig Mitglied eines Einzellandtags ist. Wir werden also wohl kaum heute in die zweite Lesung eintreten können. Ich beantrage Ueberweisung des Antrags an eine Commission von 14 Mitgliedern, und zweifle nicht daran, daß wir doch etwas Brauchbares schaffen werden. Hoffentlich wird dann auch der Bundesrath dem Antrage zustimmen. Ich vertraue da besonders auf die große Weisheit unseres Reichskanzlers, der hoffentlich seinen Einfluß einsetzen wird, um unseren Antrag im Bundesrathe zur Annahme zu bringen. (Beifall.)

Im **preußischen Abgeordnetenhause** wird es bei der Berathung des Cultusetats wieder zu einer Polendebatte kommen, in die unsere nationalliberalen Freunde energisch eingreifen zu wollen scheinen. Die „Nat.-Lib. Corr." schreibt nämlich heute:

„Die Polenadressen-Frage zeitigt ein sonderbares Nachspiel. Während die Vertheidiger der nationalpolnischen Propaganda in Preußen es für eine unerhörte Zumuthung erklären, daß von den preußischen Polen verlangt wird, sie sollen ihre Postadressen in deutscher Sprache schreiben, forderte der „Dziennik Cujawski" in Inowrazlaw neulich in einem längeren Artikel die Einführung des russischen Unterrichts in den gehobenen Schulen des Ostens der Monarchie. Der „Dziennik Cujawski" hob hierbei hervor, daß das Verhältniß zwischen den Polen und den Russen ein immer herzlicheres werde. Dieses Verhältniß sei lediglich die Folge der bekanntlichen Bestrebungen der preußischen Regierung. Auch forderte der „Dziennik Cujawski" die polnischen Abgeordneten auf, mit allen Kräften für die Einführung des Russischen in den preußischen Schulen einzutreten, wofür ihnen die Polen sehr dankbar sein würden. Thatsächlich neigen neuerdings, meint die „Kölnische Volkszeitung",

Feuilleton.

Die Geschwister.

19] Roman von Alexander Römer.

Nachdruck verboten.

„Ach, Kind!" Die Doctorin rückte näher an die Tochter heran und flüsterte vertraulich: „Du weißt das ja Alles gar nicht, ich konnte und wollte Dir das damals nicht verrathen — der Poldel reichte ja nie mit seinem Gelde. Zu mir kamen sie dann, diese schrecklichen Menschen, mit Rechnungen und Wechseln, von denen ich nichts verstand. Was ich irgend decken konnte, das deckte ich, und im Uebrigen redete ich die Leute zur Ruhe und vertröstete sie, damit sie nur nicht zum Justizrath gingen."

„In der ersten Zeit, als er hier zu prakticiren anfing, hat er Einiges abbezahlt, und ich war so froh. Ach, Ellen! Mich hatten die fortwährenden Aufregungen krank gemacht. Aber später — na, nun hat ja Gottlob alle die schreckliche Noth ein Ende. Poldel kann alle seine Schulden bezahlen, und — Du sollst es sehen — er fängt dann auch wieder an zu arbeiten. Es war Trotz bei ihm, glaub' es mir; er wehrte sich gegen die Fessel, ich kenne ihn, ein guter Kern sitzt doch in ihm."

Die alte Frau wurde in ihrer Herzenserleichterung redselig, und Ellen ergrimmte wieder innerlich. Wie war es möglich, daß die Mutter so blind sein konnte.

Sie überredete sie, sich heut' früh schlafen zu legen, da der morgende Tag jedenfalls viel Aufregung bringen werde. Ihr brach das Herz fast in dem Gedanken an dieselbe, und wie die schreckliche Wahrheit der heut' so Hoffnungsfreudigen dann nicht mehr zu verheimlichen war.

Als sie die Mutter zur Ruhe gebracht hatte, ging sie noch einmal hinüber an des Bruders Zimmer, nachzusehen. Die Thür war verschlossen — es packte sie eine Todesangst; sie probirte mit einem Stift am Schlüsselloch — wie sie vermuthet, steckte der Schlüssel von innen — er war zu Hause.

Blitzähnlich flogen Ueberlegungen durch ihr Hirn. Sie wollte kein Aufsehen — sie konnte ja nicht wissen — und doch — diese Angst war unerträglich. Sie holte allerlei kleine Werkzeuge aus ihrem Nähtischchen und machte leise und vorsichtig Versuche, den drinnen steckenden Schlüssel zu entfernen. Sie besaß einen einen zweiten, und war dann entschlossen, mit demselben zu öffnen und zu ihm hineinzugehen.

Nach mehreren vergeblichen Mühen gelang das Experiment, der Schlüssel fiel innen mit einem hörbaren Geräusch zu Boden, aber Alles blieb still.

Leopold schien im zweiten Zimmer zu sein. Sie schloß leise auf und überschritt die Schwelle. Ein nervöses Zittern überfiel sie, sie kam sich wie ein Dieb und Einbrecher vor — aber wer konnte wissen, wohin ihn die Verzweiflung trieb.

Eine falbe Dämmerung herrschte in dem Gemach, schwarze Wolken standen draußen am Frühlingshimmel; einzelne schwere Tropfen schlugen gegen die Fensterscheiben.

Sie schritt weiter — auch in dem folgenden Raume schien es dunkel zu sein. Leise machte sie die Thür auf — ihr Athem stockte.

Da saß er — sein Hut und Stock lagen an der Erde, — er selbst hielt den Kopf vornübergeneigt über den Tisch — sie sah ihn von rückwärts — seine rechte Hand hielt etwas in der zusammengeballten Faust.

Ein furchtbarer Schreck flog ihr durch die Glieder, sie war mit einem Scheitte neben ihm. Ihre Hand lag auf seiner Schulter — er richtete langsam den Kopf empor — er lebte! Ihre Phantasie hatte ihr Schreckliches gemalt. Aber wie sah er aus! Seine Züge waren aschfarben, bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Er sah sie mit einem leeren Blicke an, der nichts Aeußerliches zu erfassen schien.

„Poldel! Besinne Dich! Ich bin es — und ich weiß Alles!"

Sein Kopf fiel in die vorige Stellung zurück, er stöhnte dumpf auf. Sie gewahrte jetzt, daß es ein zerknitterter Brief war, den er in der geschlossenen Hand hielt.

Und da neben ihm, auf der anderen Seite — in dem düsteren Licht, das durch die Fenster fiel, blitzte etwas gespenstisch auf — der blanke Lauf einer Pistole.

„Also doch" — murmelte sie.

„Leopold!" rief sie und schüttelte ihn. „Raffe Dich auf, Mensch, sei ein Mann! So Eine! — Ich war eben bei ihr, ich habe ihr ihre Ehrlosigkeit ins Gesicht geschleudert; schüttele den Bann ab und zeige ihr, daß Du über sie und ihre höllische Falschheit triumphirst."

Er faßte an seine Schläfen und richtete sich langsam auf. Die geschlossene Rechte hatte sich geöffnet, und das zerknitterte Papier war ihr entglitten. Ellen erkannte im Dunkeln Adinens große langgezogene Schriftzüge.

In Leopold's Augen trat ein Strahl des Verständnisses.

„Du hier?" sagte er dumpf. „Aber es ist jetzt einerlei, es ist aus, Ellen — aus! Ich war ein elender, erbärmlicher Narr."

„Das warst Du", entgegnete sie lakonisch, ohne sich der schonungslosen Rede bewußt zu sein, „aber — bleiben wir bei dem „war". Du bist los, frei! Das war das Gefühl, welches sich bei mir durchblitzte, als ich von Adinen ging."

Adine! Der Name schien ihn voll zur Besinnung zu bringen und Alles in ihm aufzuwühlen. Sein Gesicht verzerrte sich; er packte der Schwester Arm, daß es sie schmerzte.

„Du — Du warst bei ihr? Jetzt?" knirschte er zwischen den Zähnen.

Sie machte sich von seinem Griffe los und faßte seine Hand. Sie war kalt wie Eis.

„Versprich mir, daß Du vernünftig sein willst", sagte sie in ruhigem Tone, „und ich will Dir berichten. Erst laß mich aber Licht anzünden."

Sie trat an den Schreibtisch, und ihr erster Griff war, das blanke Ding da in seinem Kasten zu bergen. Unter dem Vorwande, die Lampe aus dem Nebenzimmer zu holen, nahm sie das Kästchen mit sich und verwahrte es drüben an sicherem Orte. Als sie mit der brennenden Lampe wieder eintrat, stand Leopold noch auf demselben Flecke, das erdfahle Gesicht an die Wand gelehnt. Sie nahm seinen Hut und Stock vom Boden auf und bat ihn, sich neben sie zu setzen.

Das Licht weckte den Verstörten aus seiner Betäubung. Er warf die Arme in die Luft und schluchzte laut auf.

„Verrathen! am Narrenseil geführt!" rief er mit erstickter Stimme, „und von ihr, die ich geliebt über Alles in der Welt. Ellen, ich habe sie angebetet, vergöttert, ich hätte mein Leben tausend Mal für sie gegeben — und was für Pläne hatten wir gemacht — wenn — wenn mir das Erbe zufiel, wollte sie mir folgen; im sonnigen Süden wollten wir uns ein Paradies schaffen —"

Ellen zuckte die Achseln — hatte er das jemals glauben können; sie vermochte solche Verblendung nicht zu begreifen.

„Ich verstehe", sagte sie, „daß der schändliche Verrath Dich heute über den Haufen wirft, heute — aber morgen muß der Zauber, in den sie Dich verstrickte, doch gebrochen und ihr Bild auch in Deiner Seele ein anderes geworden sein. Du hast Deine ganze Manneskraft nöthig, um dem Kommenden gewachsen zu sein."

„Dem Kommenden?" rief er bitter. „Für mich giebt's kein morgen mehr."

Seine Augen glitten suchend über die Stelle, wo das blanke Ding verschwunden war.

„Die Pistole habe ich an mich genommen", sagte Ellen gelassen. „Ich wollte meinen Bruder, den ich in dieser Stunde für unzurechnungsfähig halte, davor bewahren, sein Leben für die elende Kokette hinzuwerfen, die ihn in genug Sünde und Schuld schon verstrickte. Später, wenn Dein Verstand wieder klar ist, wirst Du vielleicht erkennen, wozu uns Menschen das Leben gegeben ist. Wahrlich zu einem anderen Zwecke, als um es um einer Sinnenliebe und zerstörter Lust willen hinzuwerfen. Der erbärmlichste Feigling ist in meinen Augen Der, der sich der Verantwortung für seine Thaten entzieht."

Er wandte ihr sein in unheimlichem Zorne funkelndes Gesicht zu. Sie sah ihm furchtlos in die Augen. Es mußte etwas Bannendes in ihrem Blicke liegen; er sank matt in einen Sessel und starrte finster vor sich hin.

„Wie denkst Du Dir eigentlich ein Weiterleben für mich?" fragte er höhnisch.

„Komm zur Besinnung, nimm Deine Kraft zusammen und arbeite", entgegnete sie, „in Deinen Jahren läßt sich noch viel schaffen."

„So — und weißt Du etwa, wie es hier morgen nach der Testamentseröffnung wimmeln wird von gierähnlichem Raubvolk, die blutgierig, weil ihnen ihre Beute zu entschlüpfen droht, über mich herfallen, meine Ehre zerfetzen und mich wie einen Bettler über die Schwelle jagen wird?" rief er. „Aber Ihr seid nicht haftbar, merkt Euch das", fuhr er mit einem unheimlichen Funkeln in seinen Augen fort, „Ihr laßt Euch auf keinerlei Zugeständnisse ein. Sie dürfen nach dem Gesetze Euer Eigenthum nicht antasten, wenn Ihr ihnen keine Versprechungen macht."

Ellen war todtenbleich geworden, aber sie blieb ruhig. „Red' nicht mehr solche Worte, als ob Du Dich aus dem Wege schaffen wolltest. Ist denn Deine Ehre völlig eingeschlafen? Siehst Du es denn nicht ein, daß Du auch ihr, die es gewagt hat, mit Dir zu spielen, beweisen mußt, daß Du ein Anderer bist, als wie sie Dich taxirte?"

Ellen fühlte instinctiv, daß hier allein die Stelle war, wo sie den Verzweifelten fassen konnte, und wie von einer plötzlichen höheren Eingebung erfaßt, beugte sie sich feierlich über den finster Dastehenden, und ein wunderbares Licht leuchtete auf ihrem Antlitz, während sie langsam weiter sprach.

„Alles Andere überließ dem Gott, der unsere Schritte leitet und uns unsere Bestimmung gab. Suche darnach, und Du wirst sie erkennen. Du bist tief gefallen, niedere Geister haben Gewalt über Dich gewonnen, weil Du sie ihnen einräumtest. Jetzt erhebe Dich in Deinem Sinn. Die Binde ist von Deinen Augen genommen, Du bist wieder sehend — wir armen Menschen erringen unsere Erkenntnisse meist unter tiefem Leide — aber die Erkenntniß wird ihre Frucht tragen — und Hilfe wird Dir

SLUB
Wir führen Wissen.